

(Nachdruck verboten.)

4) Brennende Liebe.

Eine Geschichte aus der Eifel. Von Klara Viebig.

Es brannte im Dorf. Immer zur Nachtzeit; bald hier, bald da, nun schon an die acht Wochen. Eben war das Korn auf dem Felde in die Halme geschossen, als an einem dunklen Abend das erste Feuer ausgekommen war; seitdem hatte der rote Sahn wohl auf zehn Hütten gekräht.

Viel Schaden war zwar nicht entstanden: dem einen war nur das tiefhängende, mit Binjen und Stroh gedeckte Dach ein wenig angeengt worden; beim anderen hatte die vom Winterfchwein gesparte Speckseite, die von der Balkendecke herabbaumelte, ein bißchen gebrenzelt; beim dritten hatte das Reifig, das die sammelnden Kinder an der Seitenwand des Häuschens aufgeschichtet, geknackt und geknistert, bis die Frau, die der Säugling wachgeschrien hatte, wählte, draußen sei einer und hole ihr Reifig weg; beim vierten hatte der Kuh ängstliches Brüllen das Qualmen auf dem Futterboden vertragen; beim fünften war's gar nicht erst ausgekommen, ein Regenschutt hatte den Dachstuhl begossen und gelöscht, was etwa im Gebälk nicht geheuer war. Immer war aller Heiligen Schutz sichtbar zu spüren gewesen.

Aber doch begann ein heimliches Grausen die Gemüter der Dörfler zu rütteln.

„Ech kurantören,“ sagte ein ganz Kluger und zog das braune Leder seiner Stirn in bedenkliche Falten, „duh es einen Lauskerl, dän et anfängt!“

Ja, so mußte es auch sein! Jemand war da, der das Feuer anlegte! Die Kinder konnten die Schuldigen nicht sein, die wurden an der Hand und in der Gotte mit ins Feld genommen, oder blieben sie einmal allein zu Haus, so versteckte die Mutter die Schwefelhölzer gewiß auf dem obersten Bord, wohin sie nicht langen konnten. Aber hatte die Ammei, die allein an der Wiege ihres kranken Kindes saß, als alle noch in der Abenddämmerung draußen auf dem Felde schafften, nicht einen verummten Kerl zum Fenster hereingucken sehen? Und war dem Bräuer'sch Hubert, der in später Nachtstunde noch den Hof aufgesucht, nicht ein schwarzer Schatten vorbeigeklüpft und im Hedengäßchen zwischen den Gärten entkommen?!

Es war kein Zweifel mehr, es gab einen Brandstifter — aber wo, wer war der Missetäter? Einer aus dem Dorf —? Nicht möglich! Da kennt ja einer den andern viel zu genau, erfährt's täglich zu sauer am eigenen Leibe, wie schwer das bißchen Lebensnotdurst zusammengeschrabt ist, um aus reinem Uebermut den Nachbar zu ängsten. Nein, es mußte schon einer von weiterher sein; einer vielleicht, der sich in der Welt umhergetrieben! Freilich Handwerksburschen, Fachtbrüder, die — wer weiß?! — schon mit einem Wein im Zuchthaus stehen, passierten nicht das Dorf, das einsam auf dem Eifelplateau liegt, seine zwei schnurgeraden, dichtgedrängten Hüttenreihen in den Schutz eines schwarzen Tannenwäldchens stellt, dagegen seine weitentlegenen, dem Dedland abgerungenen Felder allen Eifelwinden und allen Pfeilen glutäugiger Sonne preisgibt.

Das kleine Dorf zitterte. Und bei der Angst war Neugier und bei der Neugier Mut. Wenn man den Kerl erwischte, man schmiß ihn von der Straßböschung herunter in den Bach, daß er nie mehr auf die Weine kam! Oder man stieg hinauf zur Bergguppe, die wie ein Kopf, auf dem Scheitel mit kurzem Gebüschschopf besetzt, über'm Dorf aufsteht, und hing ihn da an den zähen, im Wind schaukelnden Haselnußbaum, mit dessen Gerten man ihn erst weidlich verdröschte! Da würden die Kühe und Schweine, die der Dorfhirt auf kurzrasigem Ager hütete, was zu gucken haben und ihr Hirt, der Ofen-Willelm auch!

Und wie sie an den Wilhelm dachten, stockte ihnen plötzlich der Atem. War der nicht Heizer gewesen unten im Rheinland, jahrelang?! Der einzige aus dem Dorf, der nach seiner Militärzeit nicht heimgekehrt war, um den Acker mit seinem Schweiß zu begießen, sondern der unten geblieben war, wo die Welt lockt und die lieben Heiligen nur mehr in den Domen zu finden sind, aber nicht mehr auf den Straßen. Es hieß, daß man in den Fabriken auch schwer arbeiten mußte, —

möchte sein, aber sicher doch lange nicht so schwer, wie man hier oben arbeitete, wo einem im Mai gar oft noch die Feldfrucht erfroren und die Kartoffel schon wieder im September. Der Ofen-Willelm hatte da unten weiter nichts zu tun gehabt als Blut zu säuren. Heizer war er gewesen, Nachtheizer in der Fabrik; aber alle Tage hatte er verschlafen können, in einem faulen Leben sein sicheres Geld verdient — bloß für's Feueranzünden!

„Hm!“ Der Gemeindevorsteher kratzte sich den Kopf, als ihn etliche mit der Nase auf den Ofen-Willelm stießen. Was, der sollte das Feuer gelegt haben?! 's war freilich ein merkwürdiger Kerl, ja, da hatten sie wohl recht, ein ganz Kurioser, anders wie andere, das kam eben vom Leben draußen — aber ein Brandstifter? Nein! War nicht seine Mutter, die Witwe Driesch, ein kreuzbraves Weib, eine gottesfürchtige Frau dazu, vor der jeder die Müße heruntertun konnte?!

Weit wies der Gemeindevorsteher die Pezer und Zuträger von sich; aber als ihm bald darauf, in einer Sonntagnacht, der Heischober abbrannte, den er am Samstagabend erst fertig gesetzt hatte, dicht hinter seinem Zaun, begann er doch auch zu schnupern. Von des Ofen-Willelm Hütte her fing es auch ihm an, brenzlich zu riechen. Was, sollte am Ende der Ofen-Willelm das Feuerstochen nicht lassen können? Der war seit Winter wieder im Dorf; im grauen Winter war nie etwas ausgekommen, aber nun, seit die Sonne schien, seit die am Himmel lohte, die Hütten und die Tannen, die Nacker und den Bergkopf Tag für Tag mit ihrer roten Blut überschüttete, seit der struppige Gebüschschopf flammte und die Kiesel im versiegten Bach Funken sprühten und auf sonnenharten Wegen der trockene Staub blendete, seitdem —!

In des Gemeindevorstehers Kopf wogten seltene Gedanken; er besprach sich mit dem und jenem, recht heimlich. Hinter der Scheunenwand kuschelten sie wie verliebte Paare, oder weit draußen auf flachem Feld, wo nur die heiße Luft zitternd lauschte. Mit den Gerichten was zu tun zu haben, ist immer eine üble Sache, man weiß nie, ob man Recht kriegt oder Unrecht; doch eh' man sich das Dorf anstecken ließ, jetzt gerade, da der Brunnen anfang spärlich zu spenden, jetzt, da selbst der Bach im kühleren Grund nur mehr ein dünnes Rinnsälchen über blanke Steine fidern ließ, jetzt, da man der Ernte gedenken mußte — sie war heuer reichlich, aber wer konnte Mut haben, sie in die Scheunen zu sammeln? — hieß es: lieber verklagt, als beklagt.

Ein warmer Abend war's nach sonnenfrohem Sommertag, als der Fußgendarm aus der nächsten Bürgermeisterei und der Gemeindevorsteher zusammen nach der Hütte der Witwe Driesch stapften.

Kathrein Driesch köchte das Abendmuss. Eben hatte ihr Wilhelm die Herde eingetrieben; noch zitterte der letzte Ton seines Tuthorns in den Rippen, jede Kuh war gehobenen Schwanzes in ihren Stall gerannt. Nun hatte der Hirt auch Feierabend. Er saß beim Herd auf dem Schemel, hatte der Napf im Schoß, den Löffel in der Hand, und die Mutter tat ihm auf. Aber er sah nicht die bräunlichen Speckgrieben, die wie leckere Fischchen im Mehlbrei auftauchten; unverwandten Blickes schaute er ins Herdloch, drin Funken sprangen.

Die Mutter sprach:

„Zong, esu äß doch!“ fischte aus ihrem Napf die Speckgrieben und tat sie ihm auch noch auf. Ihr Wilhelm aß die gern, und war der Speck auch sündhaft teuer, der Jung mußte alle Abend sein Geschmelztes haben. Was hatte er denn sonst auf der Welt? Gar nichts! Der arme Jung!

Von fünf Söhnen war er der letzte — zwei klein gestorben, zwei in Frankreich gefallen — immer hatte sie sich drein geschickt und Amen gesprochen. Aber daß der Wilhelm da unten sich so zu Schanden gearbeitet hatte, daß er ins Krankenhaus gemußt und dann für invalide erklärt worden war auf seine besten Jahre, das grämte sie. Er hatte nun freilich hier oben den Posten als Gemeindevorsteher bekommen — aber war das wohl ein Amt für einen, der immer klüger gewesen war wie die anderen von seinem Jahrgang? Der heutzutage noch klüger war als alle, die nach ihm dem Lehrer durch die Finger gelaufen, der eigentlich geistlich hätte werden müssen,

Wenn's Geld dazu vorhanden gewesen wäre? Säue hüten und Kühe treiben, das kann auch ein Trottel!

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer und strich ihrem Willhelm den buschigen Haarschopf aus den Augen.

Er brummte nur, und als sie ihm ermunternd zuredete: „Esu äß doch, — esu leder — Schweinsgriewen un Buchweizenmehl!“ — löffelte er sich gedankenlos etwas ein und ließ es bei der anderen Mundecke wieder herauslaufen. Seine Stirn blieb gerunzelt, und vom Hinterkopf, wo der Schädel durch spärliche Haarreste nur unvollkommen gedeckt war, schielte ihm ein Zucken herabzulaufen nach dem Genick und den Rücken lang in einem leichten Nieseln. Seine Augen blieben starr, ganz abwesend, bis sie jetzt plötzlich an zu rollen fingen von oben nach unten, von rechts nach links; unstill folgte sein Blick den springenden Funken im Herdloch.

Die Mutter betrachtete den Sohn unverwandt, während sie leise, ohne das gewohnte Schürfen und Schnalzen des Behagens ihren Napf auslöffelte. Sie verschauerte die Nase, die sich schnurrend heranschlich und ihren Kopf an den Beinen des Mannes rieb, mit stumm-drohender Gebärde. Sie selber wagte kaum zu atmen. Was mochte der Willhelm denken, daß er so stumm war? Früher, im Winter, war er viel parlanter gewesen. Was hatte er da nicht alles erzählt von den Fabriken unten mit ihren Rädern und Walzen, mit ihren Schornsteinen und Kesseln, mit ihren Defen, die einen Rauch hatten wie ein Bierfaß zur Kirmes — nein, noch viel größer, groß wie die Leibhaftige Hölle, darin ellenhohe Flammen brennen! Er war an die Hitze gewöhnt, nun fror er immer, der arme Jung! Jetzt, selbst im Sommer, wo andere den Schatten suchen, stellte er sich in die pralle Sonne oben an Unger, kante an seinem Rantenbrot und blickte starr ins feurige Gold am Himmel. Aber heiß genug, sagte er, würde ihm doch nicht; den ganzen Tag mußte sie im Herd feuern, so viel Reisigholz und Tannenäpfel war sie sonst im strengsten Winter nicht sammeln gegangen.

Sich den niederrinnenden Schweiß vom Gesicht wischend und das fettunne Tuch am mageren Hals ein wenig lüftend, raffte Kathrein Driesch ein neues Bündel Reisig vom Estrich hinterm Ofen auf, brach's knackend über dem Knie in kleine Stücke und stopfte alle zugleich noch dem Herd in den Rachen. Der platzte fast.

Aber mit einem Stöhnen, mit einem Schauer des Frierens rieb sich der Sohn jetzt die Hände, und dann sagte er langsam, stotternd, als mache ihm jedes Wort Mühe, und doch mit innerer Hast:

„Modder — geh — schlafen!“

„Jao, jao,“ sagte sie und faßte schon nach ihrer Haube, mußte sie doch, daß, wenn der Willhelm nicht seinen „gud Schuhr“ hatte, er leicht ungeduldig wurde. So wollte sie ihm denn rasch den Willen tun, sich 's Deckbett über die Ohren ziehen, wenn auch draußen noch Leben war. Von fern klang Mädchengekreisch und das Dengeln von Sensen.

Auch Willhelm lauschte. Er war jetzt aufgestanden; den Kopf weit vorstreckend, daß sich ihm die Stränge am Hals gerzten, verharrte er unbeweglich. Die Knie hielt er eingeknickt, die Lippe hing ihm. Nur die Augen des finsternen Gesichts fuhren beständig umher, lauend, geängstet wie bei einem Tier, das gejagt wird und das doch selber jagen möchte. Die Rüstern der stumpfen Nase blähten sich witternd.

Durch die tiefer und tiefer werdende Dunkelheit der Bauernstube tönte jetzt das betende Weiern der Alten:

„Gegrüßet seist du, Maria, voller Gnaden,
Der Herr ist mit dir,
Gebenedeit bist du unter den Weibern
Und gebenedeit die Frucht deines —“

Sie unterbrach sich, ihres Sohnes gedenkend:

„Willhelm!“ Und als er nicht kam, kletterte sie noch einmal aus dem Bett, tappte sich auf bloßen Füßen zum Sohn hin, machte dem Bierzigjährigen, wie sie es einst dem Bierjährigen getan, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust und tappte dann befriedigt wieder zurück. Gleich darauf schneisten schon ihre ruhigen Astenzüge.

Ein seltsames Lachen verzog das düstere Gesicht des Sohnes: nun schlief sie — nun schlief sie — nun ging er — keine Defen anstecken — huh, ihn fror — da wurde er wieder warm — hei, wenn die Funken tanzten und die rote Blut fauchte, einem entgegen schlug, als wollte sie einem das Hirn ausdörren — heiß, immer heißer — — ha, wer kam da, wer wollte ihn stören?!

Zusammenschredend blieb er plötzlich stehen, die Stirn wie im Schmerz krampfend.

Außen drückte eine Hand kräftig auf die Klinker; die immer unverschlossene Tür gab nach, und aus der weichen Dämmerung des milden Sommerabends traten der Gendarm und der Gemeindevorsteher in die überheizte Dunkelheit der Wirtentube.

„Schlaopt Ihr eweil schon?“ sagte etwas verlegen der Gemeindevorsteher. „Häh, Kathrein, erkufört! Hört ehs!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im frühling.

Von B. Matschinsky. Deutsch von S. Winikoff.

I.

Der junge Postbeamte Agathon Pitschichin machte an einem Festtage einen Spaziergang in dem dicht bei der Stadt gelegenen Walde. Es war Anfang April, ein schöner warmer Tag. Der Himmel war klar, nur zeitweilig zogen weiße Wolken vorüber, die so licht waren, daß sie nicht den Sonnenstrahlen Einhalt taten. Auf dem Waldwege standen viele kleine Wasserpfützen und zu beiden Seiten schimmerte auf den schneefreien Stellen zartes, junges Grün. In der Tiefe des Waldes hatte der Schnee auch schon sein winterliches Weiß verloren, zahlreiche kleine Wasserbäche rieselten von den Hügeln in die tieferen Stellen hinab. Der alte mürrißche Kiefernwald, der vieljährige Zeuge all dieses Wechsels, rauschte leise und dümpf, von leichten Frühlingwinden bewegt.

Pitschichin ging in seinem alten Dienstroch, schlechten, ausgetretenen Gummischuhen, die Hände in den Taschen, mit gesenktem Kopfe den Waldweg entlang. Zuweilen sah er nach den Seiten oder hob den Kopf zu den Baumkronen, die über ihm rauschten. Er war heute den ganzen Tag in einer sonderbaren Stimmung gewesen, die ihn schließlich in den Wald getrieben hatte. Aber der Anblick der Natur verstärkte noch dieses erfreuende und zugleich beunruhigende Gefühl in ihm. Wald empfand er eine große Zärtlichkeit für alles, was ihn umgab, und konnte sich nicht sattsehen an den grünenden Stellen des Waldes, an den Niesenbäumen und an den schräg durch das Dickicht fallenden Sonnenstrahlen. Wald aber besam eine qualende Unzufriedenheit in ihm die Oberhand, eine Sehnsucht nach Glück, und er versank in Gedanken.

Sein Leben war wie das vieler in seinem Stande grau und kläglich verfloßen. Zweiundzwanzig Jahre der Not und der Langeweile hatte er in seiner kleinstädtischen Familie verbracht, in der man ohne jedes Gefühl der Anhänglichkeit nebeneinander lebte. Der Vater schnaiderte. Er verdiente zwar genug für das Leben in einer Kreisstadt, aber er trank stark, und die Familie war groß. Und die Not rief Feindschaft und fortwährende Erbitterung bei den einzelnen Familienmitgliedern hervor. In Dienste war es auch nicht viel besser. Für ein kärgliches Gehalt mußte er bis zur Erschlaffung arbeiten. Die Vorgesetzten waren insgeheim hochmütig, die Kameraden langweilige, entweder verschlossene düstere Gesellen oder Trinker. Mit keinem von ihnen verbanden ihn kameradschaftliche Gefühle.

So stieß sein Leben dahin, öde und freudlos.

Und da mit einem Male erweckte dieser Sonntag in ihm das Verlangen nach einer Abwechslung, nach einem Ausruhen in anderer Umgebung.

Sein Weg führte nach dem Dorfe Kernowka, das vier Werst von der Stadt entfernt war. Dort wohnte eine dem Pitschichin bekannte Bauernfamilie, deren halbwüchsige Tochter bei seinen Eltern im Dienst war. Bei ihnen wollte Pitschichin vor dem Rückwege Rast machen.

Nicht weit vom Dorfe begegnete Pitschichin zwei Spaziergängerin, einer Dame und einem Herrn. Beide waren jung und hübsch und fein gekleidet. Pitschichin erschienen sie ganz besonders interessant. Die Dame war von schlankem mädchenhaftem Wuchs. Sie hatte etwas Anziehendes, Liebliches in ihren Zügen. Ihr leichter Gang, die edle Einfachheit ihrer Bewegungen, ihre freie stolze Haltung, der Ausdruck ihres Gesichtes, das von Glück erstrahlte, das alles war außergewöhnlich und interessant. Ihr Begleiter war brünett, hatte ein kluges, feines Gesicht und tiefe sanftblühende Augen. Er glied der Dame in seinen ruhigen und sicheren Bewegungen.

Sie gingen nahe bei einander, ohne Eile, in einer Gangart, der man sogleich die Gewohnheit des Zusammengehens ansah.

Als eine große Wasserlache vor ihnen den Weg versperrte, half der Herr der Dame, die seine ausgestreckte Hand bereitwillig und vertrauensvoll ergriff und ihn dabei so lieb ansah, daß sich Pitschichins Herz unwillkürlich krampfhaft zusammenzog. Er ließ das Paar vorübergehen und blickte ihm eine ganze Weile nach. Erst als der Herr sich aus der Ferne umsah und ihn bemerkte, wurde er verlegen und setzte seinen Weg fort.

Pitschichin kannte das Paar dem Namen nach. Er wußte, daß die Dame die Frau des Steuerinspektors war, eines gesetzten älteren

Herrn. Ihr Begleiter, ein Beamter des Gouvernements, war kürzlich erst von der Universität gekommen. Man sprach in der Stadt schon davon, daß die beiden sich nicht gleichgültig seien, und selbst Pischtschichin hatte etwas davon gehört, obgleich sich das alles in einer ihm unzugänglichen fremden Lebenssphäre abspielte, unter gebildeten, sorglos lebenden Menschen, die ein abgeordnetes Leben führten und Leuten, wie Pischtschichin keine Aufmerksamkeit schenkten. Und auch er dachte bisher ebensowenig an sie, weil sie ihm fern und fremd waren.

Jetzt aber berührte in diese Begegnung stark. Der Anblick dieser glücklichen Menschen, die sich liebten und ein frohes, interessantes Leben führten, regte ihn tief auf. Eine brennende Neugier und Sympathie, vermischt mit unbewußtem Neid, erfüllte ihn. Und wie von selbst verstärkte sich das Gefühl seiner Einsamkeit und das Bewußtsein der tödenden Armseligkeit seines alltäglichen Lebens. Es war, als ob sich für einen Augenblick vor ihm ein Vorhang lüftete, hinter dem ein neues unbekanntes, berauschendes Leben erstrahlte.

Und er ging weiter, den Kopf tief gesenkt. Er sah nicht mehr den Frühling, nicht mehr die Sonne, nicht den Wald, dessen düsteres Rauschen über ihm wie das Echo seiner drückenden Gedanken erschien. Und unablässig begleitete ihn dieses unruhige Gefühl der Neugier und der dumpfen Beklemmung den ganzen Tag über. Immer stand es vor ihm, das Bild dieser Menschen, die Seite an Seite gingen, so schön und glücklich.

Erschöpft kam er am Abend nach Hause, wo ihm alles unendlich langweilig und fremd erschien.

2.

Während der folgenden Tage suchte Pischtschichin unentwegt das Paar wiederzutreffen.

In seiner dienstfreien Zeit ging er immer wieder denselben bekannten Waldweg. Als er es hier nicht fand, änderte er seine Richtung und ging überall dahin, wo er hoffen konnte es zu sehen. Da er aber die beiden nirgends fand, so konzentrierten sich seine Gedanken mehr und mehr auf diesen Punkt. Er trug ein brennendes Verlangen danach, das reizende geheimnisvolle Bild ganz zu sehen, von dem er zufällig einen Schimmer bemerkt, und das seine Phantasie so stark aufgeregt hatte.

Endlich gelang es ihm, dem Paar zu begegnen. Es war auf demselben Waldwege. Er erkannte sie sogleich an ihrer Gestalt und Haltung und auch an ihrem Begleiter. Sie gingen vor ihm, eng untergefaßt. Ost streifte ihr Hut seinen Kopf, sie sah ihn dann lachend von der Seite an, lehnte sich den Hut zurecht und schmiegte sich eng an seinen Arm. Pischtschichin, der nicht bemerkt werden wollte, ging ganz langsam hinter ihnen und blieb später durch eine scharfe Wiegung des Beuges gedeckt. Und das war gut, denn bald lehrten sie um, ohne ihn zu bemerken. Pischtschichin aber, der dies sah, verbarg sich im Dickicht, um sie von dort aus zu beobachten.

Langsam näherten sie sich ihm, er konnte schon ihre gedämpfte Unterhaltung verstehen.

„Weißt Du, wir beimruhigen die Phantasie der Eingeborenen,“ sagte er lachend.

„Wirklich?“ und ihre ironisch hochgezogenen Brauen gaben ihrem Antlitz einen lieblichen, spöttischen Ausdruck. „Hast Du etwas davon gehört? Das wäre interessant!“

„Interessant, was sich die Eingeborenen über uns denken? . . . Ja freilich. . . Vielleicht wäre es gar nicht so übel zu hören, wie unsere Gefühle in ihren Spiegeleibern verwandelt, ausgelegt und umgearbeitet werden. Das muß ein ganz interessantes Bildchen geben, aber ich fürchte, es würde Dich erschrecken. . .“

„Warum?“ In ihrer Stimme lag ein Ton des Stolzes und der Unabhängigkeit.

„Ganz einfach, siehst Du . . . Bei ihnen werden nur diejenigen Seiten unseres Gefühls unterstrichen, ausgemalt, sogar breitgetreten, die ihnen am meisten zugänglich und verständlich sind. Nur, und welche dies sind, das kannst Du Dir ja vorstellen. Sie sind bei uns auch da, ganz natürlich, wie bei jedem gesunden Gefühl. Aber einen Teil bereben und den anderen verschweigen, heißt doch alles entstellen!“

„Meinst Du, ich würde das außer acht lassen, wenn ich das Bildchen zu sehen bekäme?“

Sie sahen einander in die Augen und lächelten.

Am Wege lag ein alter, dicker Stamm.

„Setzen wir uns hierher, so lange niemand da ist“, sagte er.

Sie setzten sich.

Ihre Gesichter waren nach der Seite gewandt, wo sich Pischtschichin versteckt hatte. Und ihr Gesichtsausdruck machte sein Herz erzittern. So atmeten sie Glück, so aufrechtig und ganz gingen sie ineinander auf und genossen den Anblick und die Nähe des anderen. Sie saßen ganz still. Dann nahm er ihre Hand, sie rückte näher zu ihm und mit einem zärtlichen Lächeln der Liebfosung und des Vertrauens blickte sie zu ihm auf. Er legte seinen Arm um ihre Taille, drückte sie an sich und sah ihr in das Gesicht. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust, und dann umfing er sie mit beiden Armen, und seine Augen tief in die ihrigen versenkend, drückte er einen langen Kuß auf ihre Lippen. Rasch bog sie ihren Kopf nach hinten, und mit geschlossenen Augen preßte sie sich noch fester an ihn und war wie erstarrt unter seinen Liebfosungen. Seine Klisse bedeckten ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Haar und ihr Kleid auf der Brust. Dann sprach er zu ihr, wahrscheinlich etwas sehr Schönes und Starkes, denn sie lächelte glücklich und lehnte ihren Kopf in seinen Arm. Als er sie etwas fragte, antwortete sie, ohne die Augen zu öffnen, kaum

hörbar mit einem einzigen Wort, aber mit eigentümlich veränderter Stimme, und ihr bleich gewordenes Gesicht nahm einen besonders ersten rätselhaften Ausdruck an. . . Er schwieg und lange sah er in ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen. . . Und in diesem Blick und in dieser stummen Bewunderung lag unendlich viel Gutes und Schönes. Still genoss sie dies alles, berauscht von der bezaubernden Wirkung seines Blickes.

Hinter der Wiegung des Beuges knarrte ein Wagenrad. Sie sah sich schnell um. In der Ferne sah man durch die Bäume einen langsam dahinfahrenden Wagen. Nachdem sie sich beruhigt hatte, sah sie ihn wieder an, fast als bedauere sie etwas, lächelte ihn stürmisch und stand auf. Sie gingen langsam den Weg entlang.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

es. Internationale Ausstellung künstlerischer Photographien. Zum erstenmal wird in Berlin der Versuch gemacht, einen ständigen Ausstellungsmittelpunkt für die Bestrebungen in der künstlerischen Photographie zu schaffen. Unterdwärts, in London, in Paris, in Brüssel existieren schon solche Salons. Die internationale Ausstellung künstlerischer Photographie, die in der Akademie der Künste in der Potsdamerstraße stattfindet, bildet den Anfang hierzu. Diese Ausstellung umfaßt 337 Arbeiten, eine geringe Zahl gegenüber den zahlreichen Einsendungen der Amateure aus allen Ländern. Die Jury ist bemerkenswert. Es gehörten ihr an: Walter Leistikow, Max Liebermann, Direktor Tschudi und Professor Wölfflin von der Universität.

Die Strenge der Sichtung tut der Sache gute Dienste. Gerade die unmaßstäbliche Kritik hebt die Ausstellungen dieser Liebhaberphotographen auf ein Niveau, das der Sache der Photographie immer mehr vorurteilslose Betrachter gewinnen wird.

Viele, die diesen Bestrebungen fernstehen, werden überrascht sein, wie man davon so viel Aufhebens machen kann. Wer aber die Jahrgänge der zahlreichen photographischen Zeitschriften durchsieht, der kommt dahinter, wie viel ernstes, künstlerisches Streben hier tätig ist. Rasch und nach, aus kleinen Anfängen, hat sich diese Kunst entwickelt. Manche Irrtümer, manche Ueberstrebungen liefen mit unter, wie das immer der Fall ist bei neuen Versuchen. Mit der Zeit aber erstarkte, was bis dahin nur schwächeln sich hervorwagte. Jetzt haben wir in allen Ländern zahlreiche Vereine, die in tätiger Verbindung mit einander stehen. Jedes Land hat seine besondere Richtung, seine besonderen markanten Persönlichkeiten. Und so ist hier im Stillen etwas gewachsen, an dessen Früchten wir uns jetzt zu freuen beginnen.

Seit der Erfindung des photographischen Apparats sind wir nämlich in der Benutzung desselben ein gut Stück weiter gekommen. Ursprünglich gebrauchten wir diesen uns fremden Apparat eigentlich in ganz mechanischer Weise. Das Technische trat in den Vordergrund. Wir mußten uns erst gewöhnen, die Mittel gehörig zu beherrschen.

Danach begannen wir dann, auch das künstlerische mehr zu betonen. Wir wurden freier, der Zwang des Technischen beherrschte uns nicht mehr so ausschließlich. Hier befinden wir uns jetzt.

Es ist natürlich, daß diese auf Erneuerung gerichteten Bestrebungen, die schon eine ganze Literatur zeitigten und viel Streit und Reden brachten, von den Amateuren, und nicht von den Berufsphotographen ausgingen. Diese haben nicht die Zeit dazu, nicht die Frische. Es ist kennzeichnend für unsere Entwicklung, die Zeit der „Werufe“, daß eine Auffrischung eigentlich meist nicht von Fachleuten, sondern von sogenannten Liebhabern ausgeht.

Jeder, der unbefangen vor diese Bilder tritt, wird über die Fülle malerischer Reize erstaunt sein. Die Zeit scheint nicht mehr fern, wo ein solches Photogramm, nach der Natur, im Freilicht aufgenommen, so klare, künstlerische Qualitäten, so feine Kontraste des Schwarz-Weiß zeigt, daß wir uns nicht scheuen, es als Wandschmuck in unsere Zimmer zu hängen. Die größere Billigkeit, die ein solches Photogramm vor einem anderen Bild voraus hat, die Möglichkeit der eigenen Arbeit spricht zugunsten dieser neuen Kunstübung.

In Amerika ist man uns in der praktischen Durchführung all dieser theoretischen Pläne längst voraus. Dort sind seit langem viele Kräfte tätig, das neue Gebiet auszubauen. An der Spitze marschiert ein Künstler E. Steichen, der, selbst Maler, berufen ist, mit immer neuen Versuchen voranzugehen. Um seine künstlerische Persönlichkeit wird viel gestritten. Die „reinen“ Photographen stimmen nicht mit ihm überein. Er scheint sich nämlich nicht, manchmal seinen Pinsel zu Hilfe zu nehmen. Abgesehen davon bietet er noch genug des Guten, ja Vortrefflichen. Ramentlich seine Akte sind künstlerisch gesehen. Die Haut des menschlichen Körpers ist weich und blühend übertragen. Eine ganze Reihe anderer Namen schließt sich hier an, die nur genannt werden können: Gertrud Käsebier, A. Stieglitz, Eva Watson Schüze, Clarence White.

Nächst Amerika schneidet England am besten ab. Auch hier eine Fülle der Erscheinungen, Bemington, Mounts, Caddy, Craigie, Emanuel, Evans, Keighley.

Weinake gleichwertig steht Deutschland daneben. Das ist umso überraschender, als Deutschland in schnellstem Tempo nachholte mußte, was England und Amerika schon seit längerem besaßen. Es

Ist nicht zuviel gesagt, wenn man betont, daß Deutschland sich im ganzen neben diesen beiden Ländern sehen lassen kann. Die besten Bilder stammen von: Klara Behnke, Dühren, Ehrhardt, Erfurth, Gerhard, Emmy Lange, Hilsdorf, Perscheid, Raubt, Schay, Stud, Weimer.

Oesterreich-Ungarn besitzt in Henneberg, Kühn, Spitzer drei Künstler von ausgeprägtem Charakter. Sie alle pflegen die schwierige Technik des Gummidrucks, in dem sie große, bildartige Einbrüche malerisch festhalten. In umfangreichen Kunstmappen ist ihr Werk schon gesammelt.

Belgien und Frankreich stehen merkwürdig zurück, ja sie versagen jetzt beinahe vollkommen. Eine gewisse Feinheit ist da. Aber die Sichtigkeit des Tons, die Gegenwärtigkeit des Anekdotenhaften stört den künstlerischen Eindruck.

Noch eins verdient hervorgehoben zu werden, das Arrangement. Die ganze Ausstellung ist so überflüssig und geschmackvoll gegliedert, daß unsere Kunstausstellungen, die immer gleich mit Tausenden von Bildern operieren und sich damit nur selbst schaden, sich daran ein Muster nehmen könnten. Man geht hier hindurch und nicht ein einziges Mal ermüdet der Blick. Sachlichkeit, strengste Auswahl, Geschmack, denen man überall begegnet, machen den Besuch zu einem Vergnügen, das ungewollt manch tiefere Ueberlegung auslöst. Auch der Katalog ist in seiner Ausstattung ein Muster guter und vornehmer Druckart. Der Umfang ist doppelt so groß als der unserer Kunstkataloge, das Papier äußerst kräftig, eine Reihe ausgewählter Abbildungen sind je nach ihrem Inhalt in besonderer Art gedruckt, die Type ist sehr schön groß und deutlich, und dennoch kostet dieser Katalog nur 50 Pf. —

hl. Sensationsgier. Im Pariser „Casino“ ist dieser Tage Mme. Marcelle Randal mitten in einem „Lodestirbel“, einer Art „looping the loop“ mit einem Automobil, von einem Schlaganfall betroffen worden und kurz darauf verstorben. Dieser Vorfall gibt dem „Gaulois“ Anlaß zu Betrachtungen über die moderne Sensationsgier. Er vergleicht unsere Zirkusschauspiele mit den Zirkusspielen der alten Römer und den spanischen Stierkämpfen, die wir so gern als Barbarei beschreien. Wenn man zu einem Duell Tribünen errichten und Plätze für 25 Frank und 5 Frank verkaufte, so würde die Menge sich dazu drängen; man sieht ja bereits, wie sich Leute mit photographischen Apparaten dazu einfinden. Aber wir haben ja genug Schauspiele, bei denen der Zuschauer seinen Sensationshunger befriedigen kann. Früher drängte man sich scharenweise herzu, um Isotard, den „fliegenden Mann“, zu sehen, der hoch oben im Zirkus mit schwindelndem Schwung von einem Trapez zum anderen mit der Leichtigkeit eines Walles flog. Seitdem führen viele Akrobaten dieses Kunststück aus; einige machen den Sprung in der Luft, andere lassen sich von einer Höhe von vier Stock in das Netz fallen. Blondin wurde weltberühmt, weil er auf gespanntem Seil die Niagarafälle überschritt. Unzählige haben dies Schauspiel genossen, das die Gemüter lange in Aufregung hielt. Man sah ihn zögern, schwanen und wieder weiterreiten. Es wurde gewettet: „Fällt er. — Fällt er nicht.“ Er ist nie gefallen und hat sogar in einer Schublade einen Mann hinübergebracht. Andere Leute wollten ihn noch übertrumpfen. Ein gewisser Smith wollte in einer Tonne die Niagarafälle hinunterfahren. Tausende eilten herbei und sahen, wie er in die Tonne ging. Dann erschien das Faß im Strudel oben, in der Mitte und unten, und dann nicht wieder. Man durchforschte alle Stromschnellen, ohne jemals wieder etwas zu finden. Gewonnen hatte, wer auf den Tod gewettet hatte. Ein anderer wollte die Strudel durchschwimmen, die der Niagara nach dem Fall bildet. Er warf sich tapfer ins Meer, verschwand, tauchte weiterhin wieder auf, verschwand wieder und ward nie mehr gesehen. Eine Akrobatin, die in Paris auftrat, hing an den Beinen und trug an einem Lederriemen, den sie zwischen den Zähnen hielt, einen Mann. Gewöhnlich trug sie in dieser Weise mit der Kraft ihres Gebisses ihren Ehemann. Einmal aber mußte sie niesen, und der Mann fiel zerstückelt zu Boden. Der „Fischmensch“ blieb ziemlich lange unter Wasser und hielt eine brennende Zigarette im Munde. Einmal aber belam er vor den Augen des Publikums einen Schlaganfall und ertrank in seinem Aquarium. Auch die Tierbändiger leben davon, daß die modernen Menschen so sehr Geschmack an starken Nervenregungen finden. Wenn sie den Kopf in den Nacken eines Löwen halten, haben die Zuschauer eine Empfindung, als ob Knochen zerbräche und das Gehirn herausspritze. Das Märtyrertum der Tierbändiger ist lang, und man begreift den sagenhaften, phlegmatischen und gelangweilten Engländer, der gleichsam ein Symbol dieser Sensationsgier des Publikums war, der einem Wändiger überall hin folgte und allen Vorstellungen beiwohnte, in der Hoffnung, daß er eines Tages von den Tieren zerrissen würde! Und wie traurig sind die Spiele, die man für die am wenigsten gefährlichen hält! In dem alten Pariser Hippodrom machten zwei englische Klovns, zwei Brüder, die tollsten Woffen und gefährlichsten Sprünge. Plötzlich stürzte der eine zu Boden und blieb lang ausgestreckt auf dem Boden liegen. Der andere stürzte sich auf ihn, rief ihn, schüttelte ihn und stieß herzzerreißende Schreie aus. Alle Zuschauer lachten und klatschten Beifall, die Komödie war wirklich vortrefflich gespielt. Aber der arme Spazmacher war gestorben. Der Unterschied zwischen unseren modernen Vergnügungen und den Zirkusspielen im alten Rom ist nicht so groß. Freilich galt damals

das Fest nur als vollendet, wenn es Tote gab. Heutzutage sollen die Leute nicht sterben; aber man setzt sie der Todesgefahr aus, und da die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete sehr groß ist, muß jeder bemüht sein, die Gefahr auf das höchste zu steigern, damit das Wagnis am aufregendsten wirke. . .

— Zitternde Familien. Dem „Neuen Wiener Tagblatt“ wird geschrieben: „Die Biologen kämpfen einen erbitterten Kampf aus, um zu entscheiden, ob erworbene Eigenschaften sich vererben lassen oder nicht. Die Praktiker haben diese Frage längst entschieden. Sieht man doch gewisse Eigentümlichkeiten bei bestimmten Familien auftreten, die sich nur durch eine von gemeinsamen Vorfahren ererbte Disposition erklären lassen. So gibt es gichtliche Familien, Familien, in denen Migräne heimisch ist, und, wie Obermedizinalrat Dr. Schmalz in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ ausführt, auch „zitternde Familien“. Der Laie kennt diese Erscheinung des Zitterns sehr genau und mißt ihm eine üble Bedeutung bei, die sie gar nicht hat. Es gibt Familien, in denen beispielsweise 45 Zitterer nachgewiesen werden konnten, ohne daß deshalb alle diese Personen krank sein müssen. Es ist einfach eine Eigentümlichkeit wie die Kurzsichtigkeit oder ein schwacher Magen, die diese Zitterer einem zitternden Ahnherrn verdanken. Freilich waren die früheren Ärzte der Ansicht, daß diese Ahnherrn viel zu häufig und viel zu tief ins Glas geguckt haben. Auch übermäßiger Kaffeegenuß und leidenschaftliches Rauchen des Stammhalters soll die lebhaftesten Bewegungen der Nachkommenschaft verschuldet haben. Vernünftigerweise schwimmt Dr. Schmalz nicht mit dem Strome der Zeit, die alle Farben und Freuden des Daseins mit Rücksicht auf ihre Gefahren verlöschen will. Er weist darauf hin, daß in einer Zitterfamilie, die er beobachtet hat, gerade die Nüchternheit und der geordnete Lebensgang der Vorfahren besonders betont wird. Das Zittern kann eine Generation überspringen und vererbt sich in gleicher Weise durch männliche wie durch weibliche Personen. Als Kuriosum ist zu erwähnen, daß in der einen Familie eine Zitterin der zweiten Generation einen mit ihr nicht verwandten Mann heiratete, der gleichfalls von Jugend an gezittert hatte. Von diesem Ehepaar stammten dann noch mehrere Zitterer ab. Das Zittern beschränkt sich bei den meisten auf die Hand, ist jedoch nicht bei allen Tätigkeiten gleich. So konnte ein Zitterer kein Glas halten, ohne den Inhalt zu verschütten, war aber trotzdem ein guter Schütze. Auf die Gesundheit hat das Zittern keinen weiteren Einfluß. Die Zitterer können jenes hohe Alter erreichen, wo sie aufhören, ein „merkwürdiger Fall“ zu sein. Denn im Alter zittern die meisten Menschen. Die Erscheinung des Zitterns ist also kein Grund für die davon Betroffenen, für ihr Leben zu zittern.“ —

Humoristisches.

— Gutes Beispiel. „Papa, was versteht man unter Optimismus?“

— „Wenn man Beispiel ein Autler bei der Abfahrt „Auf Wiedersehen!“ sagt.“ —

— Kindermund. Mama: „Seit ihrem letzten Besuche ist Tante Emma noch dicker geworden.“

Die Kleine verta: „Ja, die Tante nimmt wirklich überhand.“ —

— Strafe. Sommerfräulein (versuchend, eine Kuh zu melken, die ihr aber den Eimer umwirft): „Undankbares Vieh, jetzt laß dich wieder von den gewöhnlichen Kuhmägden melken!“ — (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

— Von Heinz Tobotes neuestem Buche „Klein Jnge“ erscheint in den nächsten Tagen bereits die sechste Auflage. —

— Zu dem vom Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia“ in Prag anläßlich der Schiller-Feier erlassenen dramatischen Preisausschreiben waren 78 Stücke eingelaufen. Die Jury hat jedoch keines von ihnen den Bedingungen entsprechend gefunden, weshalb von der Zuerkennung des Preises abgesehen wurde. —

— Im Nationaltheater wird während des Juni eine italienische Operngesellschaft gastieren. —

— In der Wiener Hofoper hat ein neues Ballett „Chopins Tänze“, vielen Beifall gefunden. —

— Von den zur Großen Berliner Kunstausstellung 1905 eingesandten Werken wurde nur der vierte Teil angenommen. —

— Auf der Feldmark von Gräbchen bei Breslau ist ein altheidnischer Friedhof aufgedeckt worden. Bisher sind gegen 300 Grabstätten bloßgelegt. In jeder Grabstätte befinden sich mehrere Urnen, Teller, Schüsseln, Töpfe und Schalen, ferner bronzene Nadeln, Broschen und andere Schmuckgegenstände. —

— Eine heitere Szene spielte sich dieser Tage vor einer Pariser Straßkammer ab. Ein Rechtsanwält, der einen Weinsäcker zu verteidigen hatte, sagte in der Verteidigungsrede pathetisch: „Rein, mein Klient hat den Wein nicht gefälscht, sein Wein ist echt. Diese Rechnung hier beweist, daß er aus frischen Trauben hergestellt ist. Diese Rechnung ist gewissermaßen die Geburtsurkunde des Weines. . .“ — „Gaben Sie den Tauschein auch hier?“ fragte der Präsident unter schallender Geiterkeit der Zuhörer.“ —